

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1940**

13 (7.4.1940)

# Der Führer

## AM SONNTAG

Sonntag, den 7. April 1940

Folge 13 / Jahrgang 1940

### Letzter Tag im Urlaub

• Von Josef Gaismann •

Als Michel Huber eines Morgens erwachte und sich den Sonntagstraum aus den Augen rieb, wurde es ihm langsam klar, daß an diesem Montag sein Urlaub zu Ende ging.

Aber er war nicht traurig. Sprang behende aus den Federn und stand bald breitbeinig und selbstbewußt auf seinem Bode unter der Linde. Er dachte an vieles: an seine Acker und an seine Wiesen, an seine Pferde, die sein Kommen durch ein freundliches Wiehern begrüßt hatten. Er dachte an die kommende Saat und an die vielerlei Arbeit, die nicht mehr getan werden konnte vor seiner Abreise. Und an seine kleine Schwester Anja dachte er, an ihr übermütiges Lachen und an ihre kindlichen Spiele, in die sie den großen Bruder mit hineinziehen konnte. Und Michel dachte auch an Klärchen, an dieses hübschere Mädchen aus dem Nachbardorf, die sich ihm

sehen und nur gesprochen, wenn sie ihn fragte, was er denn wohl sonst noch notwendig brauche.

Nest stand sie am Fenster, und er sah, wie die Sonne mit dem Silber ihres Haars spielte. Und Michel, der im Soldatenrock unter der Linde seines Hofes stand wie ein König in seinem Reich, wurde plötzlich wieder ein Kind.

Er sprang in die Stube und schaute auf die Uhr. Nahm dann der Mutter die Wette aus der Hand, die noch die letzten Wäcker aufessen wollte, und setzte sich zu ihr: „Noch eine Stunde, Mutter.“

„Ja, mein Junge.“

Er schweig und nahm ihre Hand.

„Wird dir der Abschied schwer, mein Junge?“

„Nein — aber weißt du, ich muß mich erst von hier lösen: es war mir schon alles wieder zur lieben Gewohnheit geworden.“

Die Mutter nickte.

„Und dann“, sagte Michel, „das Geplapper unserer kleinen Anja werde ich auch vermissen.“

Die Mutter drückte seine Hand fester; denn sie wußte, wie lieb der große Junge seine kleine Schwester hatte.

„Wie geht es Klärchen?“ fragte sie.

„Oh gut, Mutter — sie läßt dich diesmal arrißen und wird nächsten Sonntag zu dir kommen.“

„War sie sehr traurig, daß dein Urlaub zu Ende ist?“

„Es muß sein“, sagte sie, „aber mir wurde es doch etwas seltsam ums Herz.“

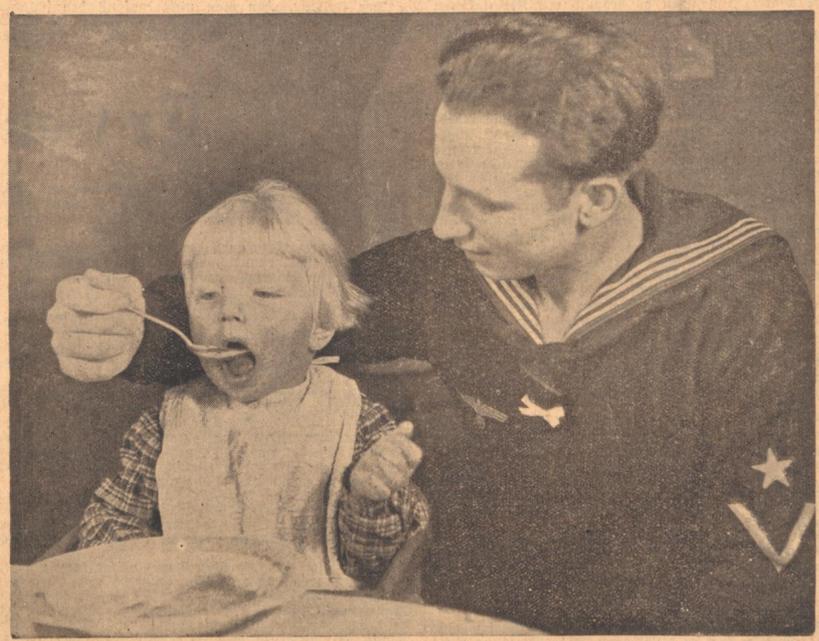
Die Mutter schweig.

„Und du?“, fragte Michel, „wolltest du denn, daß ich immer bei dir bliebe?“

„Nein!“, sagte die Mutter und kleine Schmerzsfältchen legten sich um ihren Mund.

Michel war erkannt über diese kurze, einsilbige Antwort. Die Mutter bemerkte es:

„Nicht, daß ich dich nicht lieb hätte, mein Junge“, sagte sie. „Ich liebe dich eben! — ein Schelm hütsche über ihre Züge — wie du deinen Hof liebst und deine Pferde und wie du unsere kleine Anja liebst und ihre Spiele. Ich liebe dich wie du...“ — sie hielt inne, als müsse sie Atem schöffen, und ein Licht entzündete sich in den dunklen Tiefen ihrer Augen: „... wie du Klärchen liebst, mein lieber Bub, aber...“ Sie entzog ihm ihre Hand und freichelte ihn über das blonde Haar, als wäre er noch ein kleines, hilfloses Kind: „... aber es gibt viele Hoffe in unserem Vaterlande und viele solche



Da schmeckt es noch mal so gut. Aufn.: Ehrmann, Linden-Verlag

kleine liebe Schwestern und auch noch viele Klärchen, die verprochen sind... Eine seltsame Bewegung ging durch den Mann im Soldatenrock. Er schaute seiner Mutter ins Gesicht, als läge er sie zum allerersten Mal. War das dieselbe Frau, die Jahr für Jahr so unheimlich und wortlos neben ihm gewartet hatte, so still, daß man Gefahr lief, sie zu übersehen? Er rückte seinen Stuhl ganz nah an ihre Seite, damit er ihre Wärme fühle: „Sprich weiter, Mutter“, bat er.

Sie legte ihren Arm wie schützend um seine Schulter: „Ich wollte dir nur sagen, mein Junge, daß du sehr vieles und sehr Großes zu verkleiden hast.“ Sie hatte sich erhoben, und er sah, wie eine Träne sich zu verbergen suchte. „Wird dir die Trennung plötzlich jetzt so schwer, liebe Mutter?“ „Es gibt auch viele Mütter in unserem Vaterlande“, sprach sie und reichte ihm — sie lächelte schon wieder — die Hand zum Abschied.



Abschied von Klärchen. Zeichnung: Hoff

verprochen, und an den firschröten Mund, der sich ihm in der Dämmerung des gestrigen Sonntags zum Abschied geboten hatte.

Dies alles mußte nun wieder zurückgelassen werden, und Michel fühlte, wie es sich schon langsam von ihm entfernte und wie sein Geist schon vorangeschritten zu seinen Kameraden: Er wollte jedem eine kleine Freude machen, wenn er zurückkam: Herrgott! — vielleicht konnte er jedem heiß und rund ein Ei vor die Nase jessen! — was würde das für ein Gaudi geben!

„Michel!“ — hörte er die Mutter rufen — „Michel, soll ich dir nicht doch noch die alte wulstige Wette einpacken?“

„Ach ja — die Wette! Eigentlich hatte er ihr wenig Zeit widmen können. Kaum beim Essen hatte er sie ge-

### Das Soldatenhaus

Von H. Fürstenberg

Das Haus, welches die Leute „das Soldatenhaus“ nannten, lag auf einer Höhe an einem Waldrand, drüben im Tale floß der Rhein. Vor beinahe hundert Jahren hatte ein junger Offizier dieses Haus erbaut, er brachte seine Frau aus dem Brandenburgerlande mit und zog an einem wunderschönen Tag im Mai mit ihr dort ein. Florian lebten sie dort, bekamen fünf Kinder, feierten die Feste und trugen das Leid ihres Lebens und starben. Dann erbte der älteste Sohn, der auch Offizier war, das Haus, lebte dort und starb, und so ging es fort durch die Jahrzehnte. Immer trug der Mann, der dort in dem Haus am Walde mit seiner Familie wohnte, den Soldatenrock. Trotzdem hatte nicht davon das Haus keinen Namen bekommen, den erhielt es erst im großen

Weltkrieg 1914/1918 und später. Da kamen die jungen Soldaten der großen über das ganze Reich vertriebenen Familien und setzten dort auf der Waldhöhe Abschied, ehe sie über den Rhein und in den Krieg zogen. Sie tranken den alten Rheinwein, den der Oberst, der im Felde war, in seinem Keller aufbewahrte, tansten mit den schönen Töchtern, schlossen Betten ab über den Ausgang des Krieges, lachten und erzählten und saßen dann fort. Viele kamen nicht wieder. Die aber zurückkamen, waren wieder in dem Waldhaus im Duellier. Sie kamen an grauen, nahaften Novembertagen, da das seltsame ehe sie über den Rhein, schlössen über den Rhein Heer in langen, gewaltigen Märschen über den Rhein zurück mußte. Ihre Wangen waren maer und ihre Augen umtrüb. In Born und Enttäuschung tranken sie aus dem Keller des alten Obersten den letzten Wein, küßten mit bitterem Weh im Herzen die schönen Wägen zum Abschied und schwuren gähnend, daß sie wieder kämen.

Als sie mit ihm auf einen fegeichen Feldzug tranken, erwartete sein Herz, um er fira an, von vergangenen Tagen zu reden. „Als wir noch vor Verdun lagen“, sagte er und hieb mit der Faust auf den Tisch. Die Soldaten lachten und tranken ihm zu, sie tansten mit Marianne auf einem kleinen Raume zwischen dem Bücherstapel und dem Tisch. Als sie und saßen sie ein Lied.

Spät in der Nacht trat Marianne an das Bett des Großvaters, küßte ihn lacht auf die eingefallene, faltige Wangen und wünschte ihm „Gute Nacht.“ „Es sind wieder deutsche Soldaten im Haus“, sagte der Oberst mit schwacher Stimme — Marianne hörte es fetten Worten an, daß er lächelte. Am Morgen fanden sie ihn tot in seinem Bett.

### Vorfrühling am Rhein

Von Friedrich Roth, im Felde

Ich gehe den Faschinengraben entlang, rechts um die Schulterwehr, links herum; hier ist ein Orientierungsschild, dort eines. Die Tritte der schweren Stiefel hallen wider. Es ist, als wäre ich allein in der Welt, so stille ist es. Nur ein wenig Sand rieselt dann und wann durch das Abgeschliffene der Grabenwände, über denen hoch in leuchtendem Azur der Himmel dieses heiteren Morgens steht.

Die Gedanken gehen im Gleichschritt mit und suchen kaum ein fernerer Ziel. Alles ist wieder so einfach geworden, so ursprünglich und urtümlich, auf die einfache Formel des Lebens gebracht. Da fällt in die Stille das silberne Gezirpe einer Meise. „Bist ich da!“ Die Zeit ist da! Ich halte an und lausche dem niedlichen Kländer des Frühlings. Ich sehe ihn nicht; er mag wohl irgend im Busch oder Drahtgarnen sitzen. Und, als hätten die beiden sich verabredet, mein bescheidenes Herz in Wallung zu bringen, fängt nun auch eine Amsel ihr Lied an. Es kommt von hoch her und die Töne krollen lieblich hernieder, die süßen Amselklänge, die friedlich. Aber indem ich seitwärts im Graben ein paar Stufen hinauf trete und freie Sicht gewinne, sehe ich sie schwarzen Auges auf dem jenseitigen Ufer des Rheines auf einer Pappel, hinter der sich weißhin die fruchtbare Landschaft des Elbsahs erstreckt. Ein seltsames Können kommt mich an; ich schüttle es von mir und gehe fürdaß. Wahrhaftig sehe ich auf einem Tischchen hinter einem Bunker in einer Wiese einen kleinen Käseherd, auf dem Wäsche lacht. Er sieht mich nicht, und ich gehe vorüber. Nun verlasse ich den Graben und löchere freilich, gebekt freilich gegen Feindlicht. Wie herrlich ist diese Landschaft am Rhein! Wie eigen ist das Licht, heller als anderwärts, verponnen und doch tiefer die Fernen. Und nun sehe ich die Wehthäugen und ihre geniale Anordnung. Wehe den Franzosen, die hier anpasseren wollten. Der Gebante ist einfach, lächerlich, daß hier auch nur der Versuch eines Angriffs gemacht

werden könnte. Kürzlich sah ich in einem Beobachtungsstand im Schanzengraben zum Greifen nahe hatte ich eine Gruppe schanzender Poilus. Sie arbeiteten hinter einer Mauer, durch die sie sich gedekt glaubten, indessen sah man die Beine bis zum Knie so wie die Gesichter wie durch einen hauchdünnen Schleier. Von Zeit zu Zeit trat einer hervor und schaute interessiert und wie mit großen Augen fragend herüber. Messieurs, dachte ich, fragt doch euren Herrn Daladier und seine Hintermänner, die Geldjuden, fragt doch das perfide Hitler, warum ihr hier seid und was euer Schicksal sein wird. Wir wissen es und ihr fahrt es; wie anders könnten ihr so offensichtlich gleichgültig umhertappen und lungern. „So ist es immer“, sagt mir der Beobachter, „sie wissen nicht, wie sie sich die Zeit vertreiben sollen, sie balgen sich, rauchen, sitzen und gähnen.“ Eine Schar Enten rauscht vorüber, sie sind geschont und vermehren sich zu riesigen Schwärmen. Ich komme nun an einem hochgelegenen Bunker. Er liegt da so friedlich, wie eine Sommervilla. Aber er beherrscht wunderbar das benachbarte Vor- und es überachtet nicht, daß die Welsung höchst ungeduldig ist, die Feuerwirkung einmal zu erproben. Ein junger Burche mit hellem staunlosen Gesicht und schönen blauen Augen meldet als Poiten vor Bewehr. Ich spreche mit ihm und es fällt mir das Bild meiner eigenen jungen Tage bei. Oh herrliche deutsche Jugend! Herrlich heute wie ehedem. Die Kämpfer von Langemarck sind nicht tot. Der Junge gibt mir sein Glas. „Sehen Sie dort, sagt er, den Erdaufwurf! Gleich werden die Franzosen wieder auftauchen!“ In der Tat, ich sehe drei dranne Gefellen vorsichtig hochkommen. Wir selbst können nicht gesehen werden. „Gehern“, sagt mir der Kamerad, „haben sie gewinkt; sie wollten uns sicher machen und als ich einer von uns sehen ließ, spröhen sie. Das läßt uns aber kalt. Wir wissen genau, wo sie sitzen und zu der Minute, wo der Führer mit, werden wir sie entdecken, daß ihnen Ohren und Sehen vergeht.“ Auf dem elässlichen Ufer singt wieder die helle Amsel.



Vor einem neuen Lebensabschnitt. Vor kurzem traten die ABC-Schützen ihren ersten Schritweg an, meist begleitet von ihren Müttern, die sie einst such bei ihren ersten Schritten leiteten. Was vor Tagen noch wie ein Geheimnis vor ihnen lag, ist ihnen jetzt schon Selbstverständlichkeit geworden. Sie erlernen sich aber noch alle an den Augenblick, den der Photograph hier im Bilde festgehalten hat. Aufn.: Baumelster, Linden-Verl.

„Och Wein, Marianne!“ sagte er.

# Mann über Bord

VON JULIUS RICHARD HAMPEL

Auf dem kleinen Dampfer „Armgard“ war der Dienst nicht schwerer und nicht leichter als auf anderen Schiffen. Allerdings Rängen Flämings hatte seine Eigenart, auf die sich die Mannschaft einstellen mußte, wenn es nicht nachgeben sollte; denn Schimpfen konnte der Kapitän, der gewiß nicht verzärtelten Mannschaft wurde bei dem bloßen Gedanken daran schon recht ungemütlich. Die Bordwache war Kapitän Flämings Stiefsohn. Er fand immer Zeit und Gelegenheit, die Bordwache zu kontrollieren. Seine Lebensweisheit: „Funktionierte die Wache nicht, geht das Schiff unter“, ließ er jeden hören, mit dem er nur Gelegenheit hatte zusammenzukommen. Sein anderer Spruch: „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl“, kennzeichnete seine weitere Einstellung. Seine Matrosen nahmen es deshalb mit Kleinigkeiten und mit der Bordwache ganz besonders genau, und jeder Mann mußte zugeben, daß Kapitän Flämings dem Schiff mit seinen Grundfäden immer eine gute Fahrt gesichert hatte. Aber eines Tages brachte der Matrose Henry Förster mit dem Kapitän Grundfäden sich und das ganze Schiff durcheinander.

Der Matrose Henry Förster hatte seinen die Bordwache angetreten. Regen machte den Wachdienst ungemütlich. Ein leichter Wind war aufgegangen und spielte mit dem Regen und warf ihn dem Wachhabenden sprühend ins Gesicht. Regen und Bartkoppeln schufen dem Matrosen Henry Förster eine ungemütliche Stimmung. Er fuhr sich mit der Hand über die Bartkoppeln. Verdammte und zugenährt, durchfuhr es ihn. Er hand auf Wache und war nicht raffert; wenn das der Käpten feststellte, hielt er ihm eine schwere Predigt von wegen „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl“, und der Käpten — so, wie er war — würde dann bestimmt auch noch etwas an seinem Vordienst zu beanstanden wissen. Henry Förster schimpfte vor sich hin und murmelte dazwischen höhnisch des Käpten Vieblingspruch: „An Kleinigkeiten erkennt man den ganzen Kerl!“ Er ging weiter auf Deck hin und her, aber sein unraffertes Männergesicht ging ihm nicht aus dem Sinn. Der Wind blies sich ganz nett auf, und wenn es Sturm geben sollte, dachte Henry, kommt der Käpten bestimmt, um zu kontrollieren, und dann...

Wichtig kam ihm der Gedanke, sich rasch noch rauffieren zu lassen. Ein Wunsch und ein Gedanke und ein rasches Laufen ließen ihn atemlos in die Barbierstube kommen. Schon beim Eintritt schrie er: „Gleich, mich zu erd rauffieren, ich habe Wache!“ Doch der gemütliche Sachse, der hier sein unentbehrliches Friseurhandwerk betrieb, entgegnete nur: „Immer hübsch warten, bis du dran kommst!“

Henry Förster beachtete die Mahnung gar nicht, er knallte sich auf einen Stuhl und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Seelenruhig fertigte der Friseur erst den Mann ab, den er unterm Messer hatte. Henry Förster wollte nicht unnütz gekommen sein, er ergab sich in sein Schicksal und wartete...

Sekunden wurden zu Ewigkeiten, das Warten eine Qual. Endlich kam er selbst dran. Die Erregung hatte ihn so gepackt, daß er dem Friseur erzählte: Er war von der Wache fortgegangen, hoffentlich wurde es oben an Deck nicht bemerkt. Hoffentlich fiel es nicht auf! — Der gute Henry Förster hatte keine Ahnung, wie es ausfallen würde.

In der Mannschaftskajüte trieben die Matrosen Karten und hörten allerlei Unmut — wie so oft in der Freizeit. Die beiden waren beim Anfechten, und weil sie sich necken wollten, nahm der eine dem andern Jacke und Mütze weg. Und weil der andere keine Kleider um jeden Preis wiederzuerlangen wollte, warf sie sein Kamerad voller Wut an das Bullauge, das aber zum Entsetzen der beiden offen stand, so daß Mütze und Jacke im Schwung weit hinaus fliegend aufs Wasser fielen. Sie konnten dieses ungeheuerliche Geschehen noch gar nicht richtig fassen. Wie zum Hohn schwamm die Mütze verkehrt auf dem Wasser, und die Jacke blähte sich vollgepumpt auf und kam mit jeder Welle wieder nach oben. Da wurde das Entsetzen der beiden noch größer, als sie des Käpten drohenden Ruf hörten: „Mann über Bord!“

Die beiden Uebelthäter ahnten den Zusammenhang, zu besinnen wagten sie aber nicht. Im Gegenteil, sie war-

fen sich beide einen Blick zu, der bedeutete, ja zu schmeigeln, was auch kommen möge. Sie hofften, die gütige See, die plötzlich anfang, hoch zu gehen, möge rechtzeitig Mütze und Jacke zu sich in die Tiefe ziehen, dann konnte sich das ganze Schiff darüber den Kopf zerbrechen, was über Bord gegangen sei. Da hörten sie wieder den Käpten: „Was, los! Der Wachhabende Henry Förster ist über Bord! Zum Teufel nochmal! Ich habe schon seit fünf Minuten den armen Kerl und sehe gerade noch rechtzeitig seine Mütze weitab vom Schiff treiben.“

Der Schreckensruf „Mann über Bord“ hatte das ganze Schiff alarmiert. Auch die Katerstube bekam es zu hören: Der Henry Förster sei über Bord gelüpft! Der Friseur, der mittlere Matrose und Henry Förster fanden erstarrt.

Der Friseur, den man nicht umsonst den schlauen Sachfen nannte, sah sich zuerst und schloß die beiden Matrosen einfach ein. Er sah sie mit ungläubiger

## Er war also doch verliebt?

Als ich etwa vierzehn Tage in Berlin war und mein altes Ich wiedergefunden hatte, merkte ich eines Tages ganz plötzlich, daß ich Schmerzen an einem Badenzahn hatte.

Auf meinem täglichen Wege zum oder vom Krankenhaus, wo meine Tochter noch lag, war mir längt ein Zahnarztstich aufgefallen. Eines schönen Tages sah ich vor dem Doktor.

„Der Kerl ist angegriffen“, sagte er. Ich mußte daher häufiger zu ihm kommen. Abgesehen vom Zahn hatten wir allerlei gleiche Interessen, und so fragte er mich eines Tages, als er einen neuen Zahnarztstich eingelegt hatte, was ich eigentlich hier in Berlin gesehen hätte.

Ich konnte aber eigentlich nur das Innere von einem Krankenhaus; außerdem war ich ein paar Mal im Kino gewesen — nichts weiter. Der Zahnarzt hob seinen Kopf, zog seine südbenutzten Augenbrauen zusammen und zog sie ganz bis zum Haaransatz und sagte, daß das wirklich nicht anginge. Ich mußte zum mindesten und auf jeden Fall den Pergamon-Altar anschauen.

„Sie müssen den Autobus Nr. 19 nehmen, oder auch mit der Untergrundbahn fahren“, sagte der Zahnarzt, und ich verpackte ihm in seine ehrlichen Augen, mir den Pergamon-Altar anzusehen, Berlins wunderbare Sehenswürdigkeit.

Als ich aber am folgenden Tage zu ihm kam, um den Tampon auswechseln zu lassen, hatte ich trotz allem den Pergamon-Altar nicht gesehen. Er zog seine Augenbrauen noch höher und war unangenehm überfallen, beinahe beleidigt. Ich schob die Schuld auf alle möglichen Dinge: Ich mußte ja doch im Krankenhaus bei einem ganz gewöhnlichen Zahnarztstich sein.

Es war Mittwoch, Donnerstag sollte die Wache gezogen werden. Jetzt mußte ich mich also zusammenschließen und mir den Altar ansehen.

Ich entschloß mich für die Untergrundbahn.

Am Bahnhofsplatz erklärte mir mir wie und wo ich umsteigen mußte. Zuerst rechts, dann links, dann eine Treppe hoch — oder vielleicht gerade umgekehrt. Ich war schon nahe dran, den ganzen Pergamon-Altar aufzuwachen.

Gerade in diesem Augenblick aber hörte ich eine beruhigende Stimme neben mir. „Ich beste Ihnen gern, ich fahre denselben Weg.“ Eine Stimme nicht direkt vom Himmel, aber eine Stimme von einem gemütlichen kleinen Herrn um Pelt. Mit braunen Augen, Akzentische unter dem Arm — ein Mann in den besten Jahren. Ja, ich kaufte eine Fahrkarte nach dem Zentrum Berlins, in der Nähe von diesem verwunschenen Altar.

Dann warteten wir auf den Zug. Mein Begleiter stand da, die Hände dreibeinig, als ob er auf dem Perron ge-

Schnelligkeit zur Erkundung nach oben. Hörte und sah und begriff.

Während alle Mann auf der linken Schiffseite fanden und fieberhaft zum freigegebenen Rettungsboot starteten, schleifte der schlaue Friseur den fassungslosen, seiner Jacke und Mütze entledigten Henry Förster auf der anderen Seite zur Treppe hinauf. Dabei gab er dem Matrosen genaue Instruktionen, wie er die Sache zum barmhertigen Ausgang führen könnte und mußte. Der Plan sei absolut glaubhaft, denn die Schiffsplanken seien schon allerhand mit von kleinen Bechern, und auch ein großer Matrose könne sehr gut einmal von einer kleinen Welle weggehüpft werden.

Da warf sich der Matrose Henry Förster von der rechten Schiffseite über Bord. Als Henry ein Stück vom Dampfer weggeritten war, schrie der Friseur laut über das Schiff: „Dort treibt er, dort treibt er!“

Erstfrohden und verwundert kamen Käpten und Mannschaft nach der anderen Schiffseite gelaufen, wo sie den Matrosen Henry Förster verapfelfelt und ansehend schon völlig erschöpft mit den Wellen ringen saßen. Sofort machte das Rettungsboot schrot, ein weiteres Boot wurde ausgesetzt, und wenige Minuten später war der Matrose Henry Förster wieder an Bord geholt. Bis zur Ueberfahrt mußte er auf ausdrücklichen Befehl des Käpten das Bett hüten. Das es ihm nicht langweilig wurde, dafür sorgten die Kameraden, und der schlaue Friseur kam außerdem jeden Morgen an Henrys Bett und rafferte ihn sofortlos. Dabei stieg in beider Augen ein lüftiges Lächeln auf.

Von dem wahren Sachverhalt hat der Käpten nie etwas erfahren.

## Soldatenlied

Obermusikzugführer H. M. N. I. 1., der mit dem Lied „Wir fahren gegen England“ einen so großen Erfolg hatte, hat auch dieses Lied des Potsdamer Dichters Joseph Lang verfasst.

Vorbei die Nacht. Der Morgen graut. Nun wollen wir marschieren! Tambour, schlag an! Der laute Ruf Der Trommel soll uns führen. Auf, Kameraden! Tritt gefaßt! Werft von euch alle Sorgenlast! Zum Kampf sind wir geboren. Wer zaudert, ist verloren!

Wir woll'n nach freier Männer Art Uns Ruhm und Ehr' erwerben. In unsern Herzen lebt die Kraft Zum Siegen oder Sterben. Und wenn wir fallen, sterben wir Für Deutschlands heiliges Panier, Daß unsres Volkes Ehre Durch unsern Tod sich mehre.

Es ließ des jungen Tages Licht Die Finsternis vergehen. Nun laßt die Fahnen hoch im Wind Als heilige Mahner wehen! Die Trommel ruft zum Kampf. Wohl an, Wir folgen freudig Mann für Mann, Und sei es noch im Sterben! Die Freiheit zu erwerben, Joseph Lang.

## Ein Erlebnis in Berlin Von Marie Samjun

ben, warum denn nicht bei uns wohnen? Bitte schön! Hier ist unsere Karte.“ Sie war handgeschriebene. Wahrscheinlich während er draußen vor einem Gelächter gewortet hatte: Pension Perfect, 2 herrliche Sonnenzimmer frei, warmes und kaltes Wasser, Bad, B.C., hand da. Dagegen kein Wort darüber, daß er sein Herz an mich verloren hatte...

Wozum denn soll die Wache gezogen werden und ich habe noch nicht den Pergamon-Altar gesehen! Ich habe schließlich Angst! Aber als ich am Nachmittag meine ermüdete, strenge Tochter im Krankenhaus besuchte, zieht auch sie die Brauen hoch und sagt: „Aber Mutter, wie benimmst Du Dich in Berlin. Ich glaube, ich muß es Deinem Mann schreiben!“

## Der andere Gulbransson

Wer von dem „anderen“ Gulbransson spricht, sagt damit auch, daß es den „anderen“ gibt. Gemeint ist in beiden Fällen der Gleiche. Und zwar jener große norwegische, in München als Professor der Kunstgeschichte lebhafte Zeichner, dem Deutschland zur zweiten Heimat geworden ist und der durch seine zahlreichen im „Simplissimus“ veröffentlichten Karikaturen berühmt wurde. Wer aber die Art dieses großen Künstlers schätzt, kennt ihn auch aus seinen beiden, von tiefem, über den Dingen stehenden Humor erfüllten Büchern „Es war einmal“ (Piper, München) und „Sprüche und Wahrheiten“ (Reclam, Leipzig). Und damit sprechen wir eigentlich schon von dem „einen“ Gulbransson, von dem Peter Vann in seinem Vorwort zu „Sprüche und Wahrheiten“ sagt: „Diesem Manne gaben die Götter ein Paar Augen, die mehr sehen, als anderer Leute Augen sehen. Diese Augen sind blau und gutmütig und voller Menschenfreundlichkeit. Aber wenn er einen zeichnet, dann schält er einem den Schweiß vom Gesicht herunter mit seinem Blick, wie man mit einem Messer die Rinde von einem Baumstamm schält. Zum Schluß ist man da mit einem Gefühl, als ob man nur noch Knochen im Gesicht hätte. Zu diesen Augen haben die Götter ihm einen Griffel gegeben, zu zeichnen, was er sehe.“

Mit diesen beiden Waffen hat der Wiking vom Schereshof eine Landshaft exorbit, die großartiger ist, als alle Eroberungen seiner großartigen Vorfahren, die ungeheuerliche Landshaft des Schicksals, die Landshaft des Lebens und der Freude, des Irrtums und der Berechtigung, die Landshaft des Wahnsinns, der Liebe und der Trauer, die ungeheuerliche Landshaft des menschlichen Geistes.

Unendliche Liebe zur menschlichen Kreatur ist der Ausgangspunkt dieser Meisterwerke der Andeutung menschlicher Schwächen ohne irgendjemand sie zu verurteilen, wie viele andere tun. Die Liebeserlebnisse in den Karikaturen Gulbranssons, liegt in der Betonung des Mißverhältnisses, das aus der Natur gesehen und aus ihr durch nachdenkliche sichere Umrisstriche herausgerissen wird. Ihre Komik ist letzten Endes nur eine Charakterisierung, und ihr Zeichner ist darum kein Komiker, sondern ein Humorist“, sagt Wilhelm Schäfer von dem großen Norweger. Er hat das Vorwort zu dem schönen, aufschlußreichen Werk „Der andere Gulbransson“ (Rantex-Verlag, Königsberg) geschrieben.

Was in den oben zitierten Sätzen schon angedeutet war, ist der Grundton allen Schaffens von Gulbransson, und mer ihn wirklich verstanden hat, wird aus allen seinen Werken dies spüren: er ist begabt mit einem unermesslich feinen und tiefen Gefühl für die menschliche Natur und für alles, was sie urbar und Ursprüngliches. Diese dauernde Sehnsucht nach dem Einklang mit der Natur treibt ihn in die Einsamkeit seines Schereshofes bei Tegernsee, wo er mit seiner Frau Dagun und zwei dienhabenden Geisteserbt, läßt ihn hier fern aller zivilisatorischen Annehmlichkeiten ein Leben führen, das in seinen Formen sich allem Ursprünglichen nähert. Und hier in der Einsamkeit der farbenblauen Welt bürgerlicher Verge ist auch der andere Gulbransson gemacht. Was das liebende Auge des großen Künstlers dort sieht und erlebt, drängt es die Meisterhand zu gestalten. Die Form also, sich zu äußern, bleibt für ihn immer der Zweck. Da ist dann der andere Gulbransson, der nicht mehr über das Menschliche lächelt, sondern das Göttliche anbetet und durchaus nicht mehr mit dem sicheren Strich des Karikaturisten, sondern sehr zögernd seine Anbetung zu sagen vermag“, schreibt der Dichter Schäfer in dem flugen Vorwort zu den 48 Blättern, in denen uns „Der andere Gulbransson“ entgegentritt. Ohne Landshaft zu sein, drängt es ihn, das Erlebnis in seiner Umwelt zu Papier zu bringen, d. h. er malt. Aber auch auf diesen Blättern beruht im Grunde der Zeichner, dessen Landshaften so zu unendlich zarten Farben überstätteten Zeichnungen werden, so daß man das Gefühl hat, der Künstler habe die Farben erstlich aufzutragen sich gescheut, um den Strich des Zeichners nicht zu verdecken.

Die flüchtig und nicht linear wie seine Karikaturen angelegten Vorwürfs dieses Gulbransson lassen seine Meisterhaftigkeit in den Feinheiten, Partikeln, überhaupt in der seltene Stimmung eines manchmal nur hingehauchten Zeichenblattes erkennen. Wer sehen und hören, daß die letzte große Liebe aus dieses Gulbransson dem menschlichen Antlitz und seinem Ausdruck gehört. So sprechen diese meist draußen im Freien gezeichneten Köpfe nicht nur die Sprache der Seele des Gezeichneten, sondern offenbaren dem Betrachter den Meister, der wie kaum ein anderer im menschlichen Antlitz zu lesen vermag. Der Verehrer Gulbranssons wird diesen Band des „anderen Gulbransson“ in seiner ganzen Tiefe verstehen als einen Ausdruck des Charakters dieses Künstlerstils, indem anderen aber ist hier ein Weg zum Wesen des Meisters gewiesen. Günther Röhrdanz.

## Christine erlebt ein Wunder Von Olaf Hinz

Im Schatten der hohen Kantine hand die kleine Christine und sah hinüber zum Eingang von Hufschers Gasthaus, der hell erleuchtet war, und durch den nun immer häufiger die kommenden Besucher verschwanden.

Es war ein Ereignis für das Dorfchen, denn heute abend spielte eine Theatertruppe ein Stück. So etwas hatte es noch nicht gegeben, höchstens daß in dem Saal einmal Tanz war — aber Theater? Nein, das war noch nicht gegeben. — Was es für ein Stück war, das aufgeführt werden sollte, wußte Christine nicht, aber schon würde es sicher sein, vielleicht noch schöner als die wunderbaren Geschiedigten, die der alte Kubedow, der Schächer, ihr dann und wann erzählte.

Ihr Herz klopfte, immer mehr Menschen kamen und gingen lagend durch die lockende Tür. Auch Olenkamps Emma an der Hand des Vaters sah sie hineinsehen.

Der Einlaß kostete fünf Groschen — so viel hatte Christine nie bekommen.

Sie stand und guckte, bis die Haustüre geschlossen und die Vorhänge vor die großen Saalfenster gezogen wurden, und das Licht erlosch.

Lautes ging sie näher, aber ob sie sich auch rechte und spätere, sie konnte nichts sehen von den Vorgängen drinnen. Die Vorhänge waren dicht und sperren sie aus. — Sie hörte eine Glocke klingeln, lang und ungeduldig, und dann, nach einer Pause, noch eine kurz und hell. Eine seltsame Stille war im Saal. Christine lauschte — aber nichts war zu vernehmen. Ein Weilschen wartete sie noch und schaute nach den Fenstern, aber die bleichen starr und abwehrend. Da ging sie langsam fort. — Doch nach ein paar Schritten hakte sie. Das kleine Fenster an der Dinterront des Gasthauses war schwach erhellt, und kein Vorhang wehrte dem Blick.

Sie ging näher, das Fenster war gar nicht so hoch. Wenn sie auf einer Kiste oder auf einem Schemel stehen könnte, würde sie sicher heranziehen — dann würde sie vielleicht doch etwas von dem Geheimnisvollen da drinnen sehen können. — Sie blidte sich um, es war alles still, dunkel, und der kleine Lichtfleck oben lodte. Sie suchte nach einer Kiste, nach etwas, das sie zum Aufsteigen benutzen konnte. Mit vorsichtigen Schritten ging sie umher, da sie hätte jubelnd aufschreien mögen — an der Ecke des Saales lag ein Baumstumpf. Sie lief hin und verließ ihn fortzusetzen, aber er lag fest und schwer auf dem Boden. Sie konnte ihren mageren Körper dagegen, schaute und stieß gegen die harte Kante. — Langsam, ganz allmählich gab der Holz nach. Unendlich weit erstreckte sich der Weg bis zur Mauer, aber sie schaffte es. Seufzend atmete, richtete sie sich auf, als sie den Baumstumpf an der richtigen Stelle hatte. Mit klopfendem Herzen stieg sie hinauf.

Atemlos blidte sie durch das trübe Fensterglas. — Das war nicht der Saal, das war nur ein ganz kleiner Raum, aber seltsam, wunderbar sah es darin aus. Da war ein kleiner Tisch und viele bunte, unbekannte Dinge lagen umher. Lächer, Schächtelchen und Dolien, und ein kleiner zerbrochener Spiegel stand gegen die Wand gelehnt. Aber an einem Saalen, dicht neben der Tür hing ein — Christines Augen hatten so etwas noch nie gesehen — herrliches, schillerndes Gemänder, purpurrot und himmelblau, aus Seide und Samt.

Und nun sah sie Herz schlug bis zum Hals hinauf — ging die Tür des kleinen Raumes auf. Sie wollte schon angählich von ihr im Laufsicherstand hinunterpringen, aber da sah sie etwas, das sie wie gebannt an dem Fenster festhielt. Durch die offene Tür trat eine Gestalt, so schön, so über alle Maßen wunderbar, wie Christine auch noch keine im Traum gesehen. — Ein schlanker junger Herr war es, aber aus einer fremden Welt. Er war in helle Seide gekleidet, in ein Wams, das glitzerte und mit hauchdünnen Spitzen verziert war. Die Sohlen reichten nur bis zum Knie, aber er trug lange, zartweisse Strümpfe, und schmale Schuhe, die mit goldenen Spangeln besetzt waren. In forngoldenen langen Hosen fiel das Haar bis auf die Schultern. Doch das für Christine wunderbarste waren die klaren Augen in dem schönen Gesicht. Die Augen, die wie helle Sterne brachten und so freundlich und gut auslachten. Sie schluckte, und hinter diese hellen Wesen zu, entrückte aus ihrer Welt. Ihre Lippen sagten, ohne daß sie es merkte, leise, als flüsterten sie ein Geheimnis:

Wie ein Märchen... ein Prinz... Die Gestalt war an der Tür geblieben, und weiße, schmale Hände griffen nach dem zerbrochenen Spiegel. Die geschoben von einer unsichtbaren Hand, drückte Christine ihr Gesicht noch dichter an das Glas. — Aber da hatten ihre Finger das Glas berührt? Wieglück sah das schöne Gesicht direkt zu ihr hin. Die Augen schauten sie an, das es ihr fast wehe tat, so tief tauchte der Blick in ihr Herz, und dann lachten diese unbegreiflichen Augen. Die Lippen öffneten sich, und Zähne, weiß wie frischer Schnee, leuchteten ihr entgegen, und seine Hand wühlte ihr zu. Sie war wie erstarrt und — sah — festgehalten wie durch einen Zauber.

Als die Gestalt sich nun dem Fenster näherte, sprang Christine wie geschossen herunter. Sie lief davon, dunkle, schmale Wege entlang, bis sie vor der Hütte des Großvaters an der Türschwelle niederfiel. Sie lehnte sich eng an den Felsen und drückte die Hände auf die hämmernde Brust. Lange sah sie in dem Türwinkel und schaute gegen den Himmel, der mit violettblaue goldenen Lichtern aus sie herunterließ. Aus ihren Augen rannen Tränen, aber sie lächelte, als läge sie ein stilles, schönes Wunder, das tief in ihre Seele tauchte.

## Rittmeister von Bracke

Einige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege hielt Friedrich der Große eine Truppenrevue ab. Während der Uebungen mihiel dem König eine Sufareneckfabron, die einen völlig fahigen Ausfall machte. Am nächsten Morgen sprengte er mit verhängten Jägeln auf den Rittmeister v. Bracke, der die Eskadron befehligte, zu und schmann brodend den Krückstock in der Rechten.

Der Rittmeister sah schreckensbleich dem sornigen König entgegen. Doch da er sich fürchte, vor der Truppe geladungen zu werden, wandte er sein Pferd und ritt im getrockten Galopp davon. Friedrich verfolgte ihn eine kurze Strecke, dann ritt er wieder zu seinem Befolge zurück.

Am nächsten Tage meldete sich der kommandierende General zum Rapport beim König. Als der König die Tagesparole gegeben hatte, sprach der General: „Majestät, ich habe noch eine unangenehme Sache zu melden.“ „Was ist es?“ fragte Friedrich. „Nede Er!“ „Majestät, der Rittmeister von Bracke.“ „Der, der gestern den dummen Strich mit seiner Schwadron machte?“

„Ja wohl, derselbe! Er bittet Eurer Majestät um seinen Abschied.“ „So, so“, brummte Friedrich. „Und was weiter?“ „Majestät“, sagte mutig der General, „sein Auscheiden bedeutet einen schweren Verlust für die Arme. Er ist einer der tüchtigsten und tapfersten Offiziere und hat sich im Kriege vielfach ausgezeichnet. Gehern hatte er einen Unglücksfall.“

„Warum will er denn den Abschied?“ fragte der König. „Er meint, er könne seit dem gestrigen Tage nicht mehr mit Ehren dienen.“

Der König sann eine Weile nach. „Weshalb?“ fragte der Rittmeister, auf der Parade zu sein!“

Bei der Parade ritt Friedrich zu der Schwadron des Rittmeisters v. Bracke, begleitet vom ganzen Generalstab. Gleich und regungslos, doch mit seltem Blick sah Bracke dem König in die Augen.

„Rittmeister von Bracke!“ sprach das der König laut, daß es alle hörten, „ich habe ihn zum Major ernannt. Wollte es ihm gestern schon gehen, aber Er ritt ja davon, und ich konnte ihn nicht mehr einholen!“ Der neugeborene Major v. Bracke dachte nicht mehr daran, seinen Abschied zu verlangen. Pma.

# Häuserbarone und Hungermieter

Wem gehört eigentlich London? — Elendsviertel müssen bleiben! — Der Fall Andrew Stackson, einer von Millionen

Der Eisenhändler Andrew Stackson verdient in der Woche zwei Pfund Sterling und einen Schilling. Nach deutscher Währung sind das 2,55 RM. Davon erzählt er sich, seine Frau und seine drei Kinder. Er wohnt, wie Tausende seinesgleichen, in einer schier endlos langen, einsinnigen Straße des Londoner Stadtteils Camden Town. Es ist eine Gegend, in der fast nur Arbeiter wohnen: lange Reihen von ruhigen, zweifamilienhäuslichen (eine Parzelle wohnt im Erdgeschoss, die andere im Obergeschoss, die winzige Toilette wird von allen Mietern gemeinsam benutzt.) Keine Räume, dafür aber schmutzige, geschmacklose Kneipen in Mengen. Einige Kneipen sind bürgerlicher Wochensaal, der bei Beginn des Krieges — wie so viele andere Säle — geschlossen wurde. Die Häuser besitzen vier kleine Stuben. Zwei im Erdgeschoss, zwei im Oberst. Die Stuben sind nichts als eine kleine Ausbuchtung in der Wand, ein Zementtrog dient als Tisch und Waschtische und Spülk. Also ein Produkt archaischer Gewissenshaftigkeit, wie wir es in jeder englischen Großstadt zu hunderten finden.

Andrew Stackson zahlt monatlich 22 Schillinge Miete für sein Wohn- und Lebermieter nur zwanzig Schillinge. Dafür hat Stackson aber auch „Gartenbenutzung.“ Zwar kann man in diesem Garten, der zum größten Teil von einem Mülleimer eingenommen wird, nur eine kurze Wäscheleine spannen, aber immerhin ... Er wohnt vornehmer als der Mieter über ihm. Zwei Pfund vier Schillinge Wohnmiete für ein solches Haus sind 24,20 RM, demnach 96,80 RM. Meistens im Monat. Dies für ein Haus der Art, wie sie die nationalsozialistische Regierung als nach der Machtergreifung niederreißen ließ, weil sie es einem Menschen nicht zuzumuten, darin zu wohnen. In England leben mehr als fünfzig Prozent aller Arbeiter nicht anders, in London besitzen von achtundsiebzig Millionen Einwohnern rund 1.877.000 Menschen nicht einmal ein eigenes Bett.

lich leben mehr als zehn Menschen in einem Raum. Bei Hausüberfällen beträgt die Beute — nach der englischen Kriminalstatistik — durchschnittlich sieben Pence (44 Pfennige). Da die Kindersterblichkeit immer größer wird, sind besondere Agenturen entstanden, die Kinderfänge für wenig Geld stundenweise vermieten. Ihr Geschäft ist das einzige, das noch blüht. Die Besitzer dieses Landstriches sind gleichzeitig die Besitzer der Kohlengruben. Bis vor kurzem erhielten sie von jeder Tonne geförderter Kohle eine besondere Gebühr. Jetzt hat der Staat aus Mitteln der von anderen erlöbten Verkehrssteuern diesen Tribut abgelöst — für rund 80 Milliarden Pfund insgesamt (auch heute noch 880 Milliarden Mark), zahlbar in Noten bis Ende dieses Jahrhunderts. Die Besitzer rechneten sich aus, daß sie, wenn sie neben dieser Einkünfte auch noch Kohle förderten, tatsächlich nicht mehr wüßten, was sie mit den Unsummen beginnen sollten. Also wurde die Produktion gänzlich eingestellt. Was mit den hunderten Tausenden von Arbeiterfamilien geschah? Nichts natürlich. Die Vordas kennen keinen einzigen ihrer Erlaunen ...

**Edle Geschlechter**

Die noblen Herren von Wales, von Sussex, von Westminster und von Durham sind aber noch arm im Vergleich zum hochnoblen Marquis von Rute. Ihm gehören: die gesamten Dodanlagen der Stadt Cardiff, 20.000 Wohnhäuser, 1000 Läden, 250 Kneipen, Theater und Kinos. Als er sich entschloß, einen Teil seines Vermögens zu verkaufen, bezahlte man ihm zwanzig Millionen Pfund Sterling — rund zweihunderttausend Millionen Reichsmark. Kein Wunder, daß sich die an-

deren Häuserbarone ob ihrer Armut schämen. Sie verdienen im Jahr kaum hunderttausend Pfund. Immerhin wüßten sie anerkennen, daß der edle Marquis seine Verwandtschaft teilweise läßt an dem Sterblichen: als kürzlich einer seiner Neffen heiratete, fand in den Zeitungen zu lesen, daß die Blumenausstattung in dem Haus des jungen Paares allein vierhundert Pfund kostete. Das Verlen- und Brillantentoller der Braut — ebenfalls ein Geschenk des Marquis — wurde mit zweihundert Pfund versichert. Man soll jedoch nicht denken, daß der edle Rute nicht auch bescheiden sein kann: er gibt grundsätzlich keine Trinkgelder.

Wenn unser Arbeiter Andrew Stackson und Millionen seiner Mitmenschen in ähnlicher Lage auch alle diese Zusammenhänge nicht kennen, so wissen sie doch immerhin, daß ihre Herren nur deshalb in Schloßern und Stadtpalästen wohnen können, weil sie, alle die Stacksons und Browns und Smiths, in elenden Läden wohnen und entsetzlich hohe Mieten zahlen. Vielleicht fällt ihnen sogar eines Tages auf, wie es eigentümlich zusammenhängt zwischen der britischen Politik und diesen allmächtigen Engländern, die eine Politik, die sich zwar über die eigene elende Lage gründlich auswehnt, dafür aber um so mehr zur Verächtlichmachung der autoritären Staaten fest. Denn Andrew Stackson — und Millionen Engländer mit ihm — wünschen Frieden. Die Vandalen, die Freunde der Kabinettstülmerei, fordern um so eifriger die Fortführung des Krieges. Ob Stackson und seinesgleichen einmal den Zusammenhang erkennen werden? Die Folgen dürften interessant sein.



Dieses Bild aus Eastend, einem Londoner Elendsviertel, spricht für sich selbst! (Associated Press 2) Der Elendsmarkt von Whitechapel, einer Vorstadt von London

## Was bleibt vom Leben?

Der Arbeiter Stackson gibt mehr als die Hälfte seines Wochenlohnes für die Miete ab. Nahrungsmittel sind seit Kriegsausbruch um mehr als ein Drittel teurer als bei uns. Die Gas- und Elektrizitätspreise betragen schon immer mehr als das Doppelte der Preise, die wir in Deutschland bezahlen. Köpfe — denn die beiden offenen Räume in den „Zimmern“ wollen wenigstens gelegentlich geputzt werden — verschlingen ebenfalls einen beträchtlichen Teil. Eine verschwindend geringe Summe bleibt für Nahrungsmittel, für Kleidungsstücke, für Anschaffungen und Ausbehebungen. Wie man mit diesem Lohn alles herbeischaffen soll, weiß Frau Stackson nicht. Wenn nur nicht die teure Miete wäre!

Sie klagt ihre Not dem Mann. Der klagt sich mit anderen Mietern in Verbindung. Einer hat erfahren, daß Lord Camden nach Kanada ausreizen will. Lord Camden ist kein Reichsadel, sondern ein gewöhnlicher Kaufmann, der sich durch seinen Handel reich gemacht hat. Lord Camden hat sich in der Londoner Wagnerei, die alten Baracken niederreißen zu lassen, um gesunde Wohnungen zu bauen, mit geräumigen Gärten, familiären Anlagen. Ähnliche Anregungen erhielten die Lords und Carls von Sussex, von Middlesex, Kent, Surrey und Essex, denn diese fünf Notabeln sind es, denen Londons Grund und Boden gehört.

Die Bitte war natürlich vergeblich. Deshalb auch sollen die Elendsviertel verschwinden? Je höher der Boden desto höher ist, desto mehr Miete, desto mehr Steuern kommen ein, um so fleißiger werden die Kinos und Kneipen benutzt und von jedem Schilling erhalten die Häuserbarone in ihren fetten Wohn-

## Ein Lord antwortet

Andrew Stackson und seine Arbeiterfamiliaren wissen das kaum. Sie wissen nur, daß sie die hohe Miete nicht mehr aufbringen können. Lord Camden hat den Juden tausend Pfund geschenkt. Er ist also „menschenfreundlich“ — und sie schreiben einen langen, führenden Brief an den Lord, unterzeichnet gemeinsam vier Witzschreiber. Der Brief lautet: „Ich habe den Brief von Ihnen erhalten. Ich bin sehr dankbar für die Aufmerksamkeit, die Sie mir entgegenbringen. Ich werde den Brief an meine Anwälte weitergeben.“

„Soll das auch ein Porträt sein?“

„Natürlich, mein Gerichtscolleague, wie ich ihm am liebsten sehe.“ (Teils Gebürsch)

# Köpfchen! Köpfchen!

**Silbenrätsel**

a — a — an — bau — baum — bel — dent — di — et — fer — in — le — tof — na — na — nach — ni — se — span — stu — ta — ten — ti — u

Aus diesen 24 Silben sind 8 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. \_\_\_\_\_
2. \_\_\_\_\_
3. \_\_\_\_\_
4. \_\_\_\_\_
5. \_\_\_\_\_
6. \_\_\_\_\_
7. \_\_\_\_\_
8. \_\_\_\_\_

**Kreuzworträtsel**

1	2	3	4
5	6	7	8
9	10	11	12

1. zartes knuspriges Fleischgericht, 2. bauliche Erweiterung, 3. Eisen-Königin, 4. Schmetterlingsart, 5. Jünger der Wissenschaft, 6. Stadt in Thüringen, 7. nordamerikanischer Bundesstaat, 8. weidverbreitete Baumart.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

**Waagrecht:** 1. Finanzinstitut, 2. Behälter, 3. Farbe, 4. Verpackung, 5. Gewürz, 6. Pflanzengattung, 7. feines Gewebe, 8. Krötenart, 9. Verfrachtung, 10. Krankheit, 11. harter Angriffsgang.

**Senkrecht:** 1. Wollereiprodukt, 2. Teil des Vulkan, 3. Gewandform, 4. Einweihhoff.

## Wer hat richtig erraten?

**Rechtsrätsel:** Hornbe, Neufuß.

**Silbenrätsel:** 1. Dage, 2. Emden, 3. Niblera, 4. Dünker, 5. Gubina, 6. Epiolatop, 7. Birne, 8. Jufaner, 9. Zamos, 10. Lomaie, 11. Divisionstafel, 12. Ange.

— Der Dieb ist die beste Parade.

**Silbenrätsel:** 1. Karola, 2. Paltre, 3. Zorra, 4. Zorra, 5. Zorra, 6. Zorra, 7. Zorra, 8. Zorra, 9. Zorra, 10. Zorra, 11. Zorra, 12. Zorra.

**Senkrete:** 1. Kalliber, 2. Saiona, 3. Parole, 4. Zerran, 5. Zerran, 6. Zerran, 7. Zerran, 8. Zerran, 9. Zerran, 10. Zerran, 11. Zerran, 12. Zerran.

**Silbenrätsel:** Hamburg, — Amur, Raub, Darm, Grab, Gau, Rum.

**Seine Auffassung**

„Soll das auch ein Porträt sein?“

„Natürlich, mein Gerichtscolleague, wie ich ihm am liebsten sehe.“ (Teils Gebürsch)

## Da lacht der Soldat

Bei einer Übung der Leutnant nach der Dittschitz. „Die Kuffine von hier nach der Dittschitz“, betrug 9 Kilometer.“ Der alle zu eifrig Feldwebel: „Der Leutnant, da muß noch ein näherer Feldweg hingehen!“

Feldwebel: „Hören! Wer kann schöne Zahlen schreiben? — Einer tritt vor. — Na also, was waren Sie denn vorher? — Der Leutnant bei der Bank in X. — Schön, dann nehmen Sie mal dieses Brett, nach es an jene Bude dort und schreiben zwei große Nullen drauf!“

Zwei Kameraden nehmen Abschied voneinander. Also, meint der eine ergriffen, dann wollen wir beide mal feste unsere Pflicht tun. Und wenn einer von uns vor dem anderen befördert wird ... Also, dann protegiere ich dich!

Bei der Musterung. Kurzschichter: Ohne Brille sehe ich alles ganz unendlich, wie durch einen Nebel. — Stabsarzt (ihm die Brille wegnehmend): Nun, schauen Sie mich mal an. Wie komme ich Ihnen vor? — Leichtbenedelt, Herr Stabsarzt.

Schwer zu befolgen! Stabsarzt zum Rekonvaleszenten: Na, also soweit wäre das Gewissen ja gut verheilt. Immerhin, es könnte wiederkehren. Sie müssen vorsichtig sein und Ihr Auge stets auf Ihren Nacken richten. !

Die Patrouille kommt nach langem Marsch in ihre vordere Stellung. Vordrückt will sich der Weltliche eine Zigarette anziehen. Da knallte es plötzlich von drüben los.

Danke, danke — meint der Brave — habe selbst Feuer!

## Briefmarken unter dem Vergrößerungsglas

Was die große deutsche Philatelistenschau in Berlin bringt

Ueber Nacht hat sich in der Philharmonie dem größten Berliner Konzertsaal, eine wunderbare Wandlung vollzogen. Eben noch lauschten hier die Zuhörer einem der abendlichen Konzerte, am Morgen ist der riesige Saal in eine gewaltige Briefmarkenausstellung umgewandelt. Unter der Schirmherrschaft des Reichspostministers Dr. Oberforst wurde hier eine umfangreiche nationale Briefmarkenausstellung, die deutsche Marken und deutsche Stempel umfasst, eröffnet.

Es sind diesmal Ausstellungsstücke von besonders kleinem Format, die sich in einer Zahl, die in die Milliarden geht, hier zusammengefaßt haben. Der riesige Konzertsaal ist angefüllt mit langen Tischen, auf denen eine Geschichte des deutschen Briefmarkensammelns an dem Besucher vorbeizieht. 100 Spezialausstellungen die Geschichte der deutschen Briefmarken von ihren ersten Anfängen bis zum Niedergang des Reiches, zur Inflation. Dann tritt sich in einem zweiten Saal die jüngste Epoche der deutschen Briefmarkenforschung auf, die das Reich Adolf Hitler, der Deimkehr deutschen Landes und die Post auf dem Zukunftsweg umschließt.

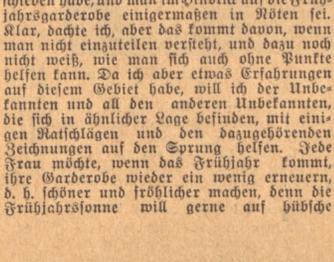
Die Geschichte der Briefmarken hat, wie diese Schau deutlich zeigt, zunächst eine Vorgeschichte. Die „postphilatelistische Zeit“, die Zeit ehe die Briefmarken erfunden war, kamte natürlich schon die Postübermittlung. Damals trugen die Briefe lediglich den Stempel der Stadt und einen Postwert mit dem Datum. Auf alten, vergrößerungsfähigen Briefen erkennt man die Jahreszahlen zwischen 1611 und 1800, an einem anderen Tisch blicken uns unter schickendem Glas Altpotsdamer Post-einsteuermarkenscheine aus den Zeiten der Preussischen Könige, von 1782 bis 1878 an. Auch hier vergrößertes Vordruckpapier, grober altertümlicher Druck und die alte Drück-graphie jener Zeit.

Man wandert zwischen Wänden, die ganz mit Briefmarken bedeckt sind. Die Menschen drängen sich davor. Es sind alles Sammler und Sammelbegeisterte, und viele von ihnen haben sich ein Vergrößerungsglas mitgebracht, mit dem sie die vielen Kleinigkeiten unter den schickenden Glaswänden sorgfältig unter die Lupe nehmen. Deutschlands

## Kleinigkeiten ohne Punkte!

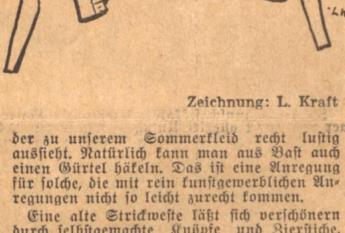
Gestern hörte ich auf der Straße eine weibliche Stimme, die einer anderen anvertraute, daß sich leider leider das Schicksal fast aller Punkte ihrer Kleiderkammer schon entschieden habe, und man im Hinblick auf die Frühjahrs Garderobe einigermassen in Nöten sei. Klar, dachte ich, aber das kommt davon, wenn man nicht einzuteilen versteht, und dazu noch nicht weiß, wie man sich auch ohne Punkte helfen kann. Da ich aber etwas Erfahrungen auf diesem Gebiet habe, will ich der Unbekannten und all den anderen Unbekannten, die sich in ähnlicher Lage befinden, mit einigen Ratsschlägen und den dazugehörigen Zeichnungen auf den Sprung helfen. Jede Frau möchte, wenn das Frühjahr kommt, ihre Garderobe wieder ein wenig erneuern, d. h. schöner und fröhlicher machen, denn die Frühjahrsfröhen will gerne auf hübsche

Dund, Manschetten und einen Kragen anstrich. Aus Filz oder Lederresten können wir eine neue Garnitur für unser Wollstoffkleid anfertigen, und zum Nachmittagskleid flechten wir einen Gürtel aus Seidenresten. Für junge Mädchen eignet sich die Lederpartie aus Lederresten. Etwas abgewandelt kann sie natürlich auch sehr gut von jemand Älterem getragen werden. Auch aus Lederresten können wir einen Gürtel herstellen.



Dinge scheinen. Wer etwas Geschick und Phantasie hat, dem gelingt das mit Kleinigkeiten — selbstverständlich mit Kleinigkeiten ohne Punkte!

So kann ein altes Wollblüschen oder ein alter Pullover erneuert werden, indem man aus verschiedenfarbigen Wollresten einen



Zeichnung: L. Kraft

der zu unserem Sommerkleid recht lustig aussieht. Natürlich kann man aus Watt auch einen Gürtel häkeln. Das ist eine Anregung für solche, die mit rein funktionellen Anregungen nicht so leicht zurecht kommen.

Eine alte Strickweste läßt sich veredeln durch selbstgemachte Knöpfe und Zierstick, die oben den Koller ausfüllen.

Aus dem alten Pullover können wir auch eine Weste anfertigen. Wir schneiden den Pullover in der vorderen Mitte auf und besetzen dann die Schnittkanten mit einem selbstgeknüpften Wollband oder mit einem Zierband, den wir aus Wollresten selbst geknüpft haben. In der Taillehöhe haken zwei selbstgemachte Knöpfe die Jacke zusammen.

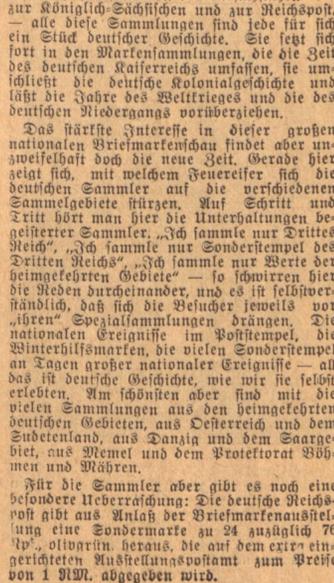
Eine alte Bluse bekommt ein anderes Aussehen, wenn wir in Kollerform ein buntes, oder auch ein einfarbiges Band aufnähen. Aus dem gleichen Band fertigen wir auch einen Gürtel an, den wir mit einem Gurtband oder etwas Ähnlichem innen versehen.

Aus Stoffresten in Verbindung mit Tricotresten machen wir uns neue Handtücher, die zum Putz passen, weil wir den inneren Rand des Tuches mit dem gleichen Stoff ausgefalten haben. Aus Stoff, Samt, Tuch, oder auch aus Lederresten machen wir uns eine Handtasche, die entweder nur für Wäsche, oder auch für Einkäufe in der Form kleiner oder größer gehalten werden kann.

## SCHACH-ECKE

Aufgabe Nr. 12: Dr. Emil Palkosta.

Weiß: Ad8, D7, Le8, Sg8 (4); Schwarz: Kg1, Dd5 (2).



Mat in 3 Zügen!

# Granaten am laufenden Band

## Die Arbeit in einer Heeresmunitionsanstalt

Abwärts von der Großstadt, abwärts vom Hauptverkehr und von belebten Straßen liegt die Heeres-Munitionsanstalt. Sie ist in ihrer Größe eine Stadt für sich. Die zahlreichen Gebäude, Fabriken und Munitionshäuser umfassen in ihrer Ausdehnung einen riesigen Komplex, dessen Entfernungen durch ein eigenes Gleisnetz mit eigenen Diesellokomotiven und Kraftwagen überbrückt werden. Ungeheure Mengen hochexplosiver Granaten werden hier gepreßt und bedingt, daß die Gebäude locker verstreut sind, um die Sicherheit zu

nachzumessen, ob die Sprengladung noch Spielraum hat, einige runde Papptüte werden nachgelegt, das Gewinde mit einer roten Dichtungsmasse angetrichen und dann vom Vorarbeiter mit einer Spezialapparatur der Bodenverlebung der Granate angebracht. Die Spitze des Geschosses ist noch offen. Immer weiter rollt die Granate über die Tischreihe und kommt zur nächsten Frau. Sie nimmt aus einer kleinen Schachtel die hochexplosive Bündelung von der Größe eines Korkens, faltet sie in zwei Papiertreifen, und



Schubfertig-Machen von Infanteriegranaten. (Presse-Hoffmann)

garantieren. Die ganze Anlage ist in einen Lieferwald hineingebaut, die Häuser und Lagerhallen zum Teil mit Erde bedeckt oder mit Tarnanstrich unkenntlich gemacht. Von der Luft aus ist dieses beachtliche Anariffziel feindlicher Bomber überhaupt nicht zu sehen.

### Man muß Filzschuhe überziehen

Die Arbeit, die hier geleistet wird, acht im Stillen vor sich und bleibt gegenüber den kriegerischen Ereignissen im Hintergrund, und doch ist die Arbeit in dieser Anstalt — eine der vielen des Heeres — für den Krieg entscheidend. Wir betreten einen Arbeitsaal. Hier Nagel oder eiserne Abtase an den

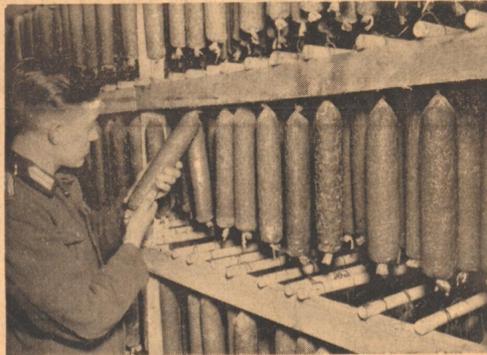
schiebt sie fest in die Geschosspitze ein. Dann wird der Ränder aufgeschraubt und vernietet. Nun kommt die Nummerierung, die Verpackung, und dann rollt die fertige Granate zur Stapelung in die Munitionshäuser, von wo aus sie den Weg zur Front antritt.

### Eine Granate besteht aus 80 Teilen

Es können nur die wichtigsten Vorkänge dieses komplizierten Arbeitsganges beschrieben werden. Mit einer Reihe Instrumenten wird ständig kontrolliert, ob Gewicht, Durchmesser und Verhältnismasse genau stimmen. Auf ein Zehntel Millimeter und Milligramm muß alles stimmen, denn nur dann ist die Schußsicherheit und Schußgenauigkeit zu erreichen, die unsere Artillerie so gefürchtet macht. Eine einzige Granate besteht aus 80 Einzelteilen und von der Präzision der Zusammenfassung hängt ihre spätere Wirksamkeit im Kampf gegen den Feind ab.

### Pulver in Seidensäcke eingegöhnt

Im Kartuschenraum wird mit ebensolcher Genauigkeit die Messinghülle mit der vorgeschriebenen Menge Pulver gefüllt. Große schwarze Platten dünn gewalzen Pulvers werden von den Frauen mit der Schere zerhackt, auf Präzisionswaagen gewogen und zu kleinen Bündeln in Briefmarkengröße zusammengebunden. Mehrere solcher Bündel werden in ein halbmondförmiges Säckchen aus weißer Seide eingenäht und fünf oder sechs solcher Säckchen in die Kartusche gelegt. Immer wird von neuem an der Waage kontrolliert, ob die vorgeschriebene Menge Pulver bis auf den Bruchteil eines Grammes stimmt. Dann kann sich der Kanonier im Felde darauf verlassen, daß sein Schuß genau ist. Denn die geringste Ungenauigkeit beim Abtrieb der Pulvermenge verändert die Geschosswerte und führt zur Streuung.



Herr Churchill würde sich ärgern, wenn er diese Würste in einem Armeeverpflegungslager sehen könnte. (PK-Lysiak-Presse-Hoffmann)

Schuhen hat, muß Heberische aus Fels anziehen. Der Fußboden ist mit Kieselsteinen belegt, der Raum hell und hell und an den Wänden sitzen Männer und Frauen, die mit äußerster Aufmerksamkeit bei der Arbeit sind. Eine leichte 7,5-cm-Granate wird zusammengesetzt. Aus einer großen Kiste nimmt eine Frau die leeren stählernen Geschosshüllen, schraubt den Verschluß ab und reinigt das Gewinde. Die nächste schiebt die von Pappe umhüllte kegelförmige Sprengladung in die Granate. Dann wird mit der Schubleiste



### In einer Heeresmunitionsanstalt

Zwei Bilder aus einer Munitionsanstalt des Heeres, in der die Munition für die Truppen hergestellt und gelagert wird. Die Fertigstellung der Munition erfolgt hier durch Zusammensetzen der verschiedenen Einzelteile, die von Spezialfirmen geliefert werden. Links sieht man, wie vor Einfüllung der Sprengladung der Geschossmantel noch einmal auf seinen fehlerfreien Zustand durch Abklopfen mit einem Hammer geprüft wird. Auf dem Bild rechts wiegen Frauen auf Präzisionswaagen die Pulvermengen genau ab.



So entstehen in ununterbrochener Arbeit gewaltige Mengen schußfertiger Munition, die in den Lagern der Anstalt gehapelt werden und in Munitionszügen ununterbrochen den Weg zur Front antreten. Die Lager sind bis zum äußersten Kapazitätsvermögen gefüllt, und es wird dabei noch keineswegs mit Höchstleistung gearbeitet. Die Produktionskapazität läßt sich noch verdoppeln und verdreifachen, alles ist dafür schon eingerichtet, vorläufig aber ist der Verbrauch noch leicht gedeckt und es wird nur auf Vorrat gearbeitet.

In jedem Wehrkreiskommando befindet sich eine solche Heeresmunitionsanstalt, die dem Feldzeugkommando unterstellt ist. Jeder Wehrmachtsteil besitzt ein solches Kommando, das die kämpfende Truppe mit allem zum Krieg dienenden Geräten und Geschossen versorgt. Beim Heer umfaßt diese Organisation allein schon über 100.000 Mann an Offizieren, Beamten, Unteroffizieren, Mannschaften, Angestellten und Arbeitern. Von der Rüstungsindustrie werden die fertigen Geräte und

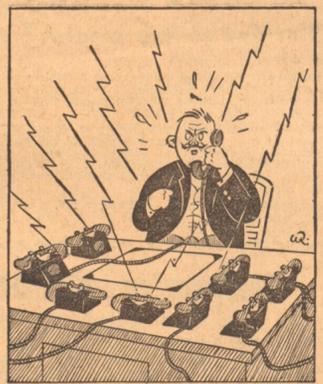


Alte Kartuschen sind in der Heeresmunitions-Anstalt durch Reinigen, Ausbeulen und Aetzen wieder verwendungsfähig gemacht worden und werden zur Weiterverarbeitung gelagert. (Presse-Hoffmann)

Einzelteile geliefert, von der Wehrmacht abgenommen und dann in den Feldzeugdienststellen für den Einsatz im Kampf fertiggestellt.

Eine unendliche Klein- und Millimeterarbeit ist notwendig, um die Truppe mit einwandfreier Munition zu versorgen, und die Heimat wird alles tun, um diese Voraussetzungen zu schaffen für den Sieg, den unsere Soldaten erringen werden.

## Lachen am Wochenende



„Hallo! Ist dort die Zentrale? — Hier ist Generaldirektor Lehmann, können Sie mir nicht sagen, welches von meinen Telefonen eigentlich klingelt?“ (Röscheisen)



### Katzenwäsche

„Schadet dir gar nichts! Was mußt du denn immer im Wäschekorb rumliegen!“ (E. Kutz)

### Die Freundin

„Iba hat endlich einen Mann gefunden.“  
„Iba erzählt es allen Holz.“  
„Mein Mann und ich sind zusammen genau sechzig Jahre alt!“  
Die Freundin sagte:  
„Einen so jungen Mann hast du geheiratet?“

## Zwei Männer über die Millionen lachen



Die von der Ufa gedrehten Zeitglöhen, mit denen seit Kriegsbeginn die deutschen Wohnhäusern eingelassen werden, haben in lebenswirdiger Form Kritik an den feindlichen Volksgegnern, die sich durch ihr Benehmen außerhalb der großen Gemeinschaft stellen. Die Klitterer, die Hamsterer, die Mederer bekommen einen Spiegel vorgehalten. Zwei Figuren kehren allwöchentlich in lustigen Entfodern wieder: Der Wiesmacher Fran und der durch nichts manfend zu machende Helle. Beide Typen werden von Rheinländern verkörpert, die loszulegen mit Wein getauft sind und die große Gabe haben, mit einem Augenzwinkern mehr sagen zu können als andere in einer abendfüllenden Vhsitzung. Zupp Puffels spielt den forreien antireichen Helle und Ludwig Schmitz den haurenichslauen Fran. Schmitz hat es durch diese Rolle zu einer fast ungläublichen Volkstümlichkeit gebracht. Köstlich sind seine Verusche, sich alle möglichen Dinge klammheimlich und vor allen Dingen ohne Karte oder Bescheinigung zu beschaffen. So verbringt er dann seine Stunden damit, auszufädeln, wie er sich Waren beschaffen könnte, die rar sind. Daß er dabei



„Da steht es, schwarz auf weiß! Noch immer haben manche ausländische Zeitschriften eine magische Gewalt über Fran. Aber auf die Dauer wird auch er noch ‚helle‘ werden!“



Oben: Noch strahlt der Fran, denn er hat alle Hände voll. Aber daheim wird er schon merken, wieviel Unnötiges er wieder zusammengehamstert hat.

Links: Da sitzt er nun mal wieder in der Patsche!

Aufnahmen: Ufa, Deutschlandfilm



stets den Kürzeren zieht, macht ihm gar nichts aus und macht ihn auch nicht müde, aufs neue nach Mädchen im Netz der Zwangsbevirtschaftung zu suchen. Wenn er beim Gemüsehändler Aepfel sieht, träumt er von Apfelsinen, gäbe es Apfelsinen hergehob. — er wäre verfallen auf Zitronen. Wenn er nicht gerade mit Hamsterplänen beschäftigt ist, verbringt er Samstagsabende oder heizt sich als Verkehrsminister. Sein Fran ist dabei nicht etwa ein bösartiger Dierulant, sondern ein Mederer aus Gedankenlosigkeit. Ein Uebervorsichtiger und Neumalfluger, der um Schluß immer der Angehörige ist. Wir wollen ihm nicht nahefeiern, aber herabhaft über ihn lachen.